

Hunger

Autor(en): **Kirchhoff, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574741>

Nutzungsbedingungen

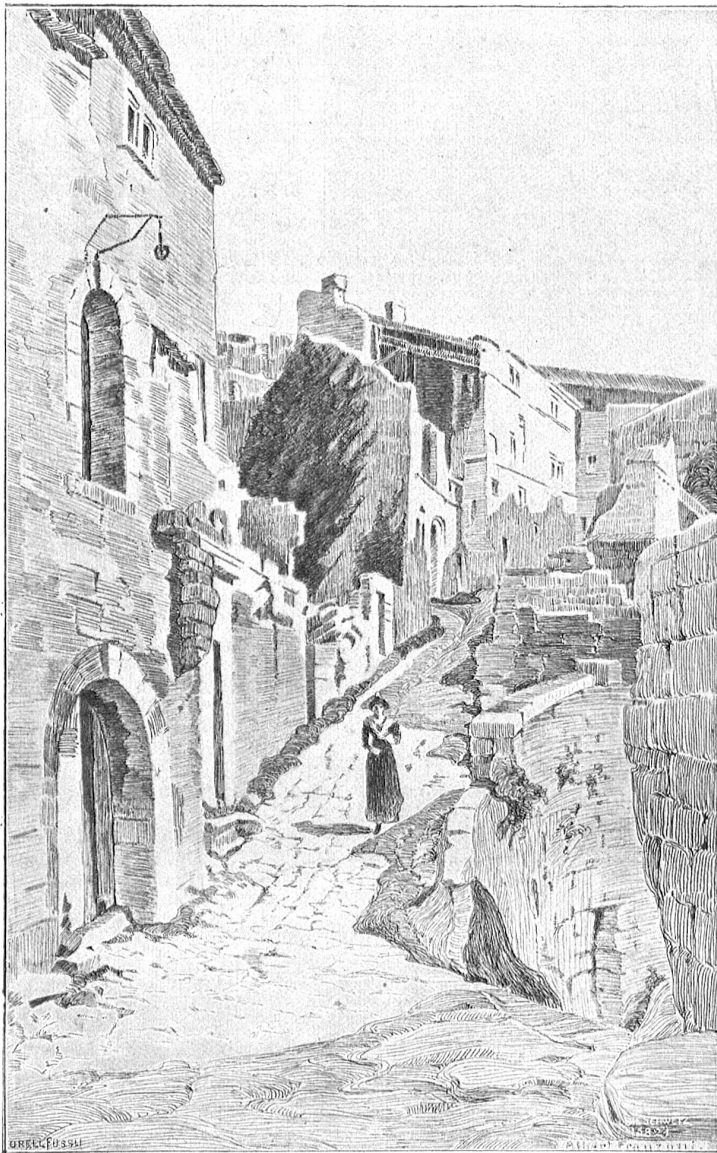
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Les Baux. Straßenbild. Nach Federzeichnung von Albert Franzoni, Genf.

gewöhnlich gequälten Formen, da es, indem sich Bau und Fels überall verbinden, schwierig ist, den Teil der Arbeit der Natur von dem des Menschen zu unterscheiden. Eine Höhle ist zur Kapelle geworden, eine Muschelhöhle zur Wohnung, an der sich das Laubwerk der Valois und das gotische Kleeblatt entfalten, und diese ganze Stadt in der steinigen Flanke des Val d'Inferno erscheint einem wie ein gigantischer, wie ein furchtbarer Luffblock, dessen Zellen die Haustüren sind, die das Mittelalter und die Renaissance schmückten."

Die Ruinen von Baux sind unter die historischen Denkmäler registriert worden und genießen jetzt den Schutz der Regierung.

Unsere Abbildungen bieten:

1. Eine Straße von Baux, von Norden genommen.
2. Vier Skizzen: a) die zwei Stelen; b) den megalithischen oder keltischen Friedhof; c) das Fenster mit der Inschrift: Post tenebras lux, 1571.
3. Eine Straße der Stadt.
4. Den Chemin de la Calade, durch ein Tor gehend, das früher den alleinigen Eingang in die Stadt bildete, auch Route Romaine genannt.

5. Die Ruinen des Schlosses, das ungeheure Felsblöcke überhängt, in welche Gewölbe von unglaublicher Steilheit gehöhlt sind, die auf den Platz münden.

Albert Franzoni, Genf.

Hunger.

Eine Großstadtskizze
von Paul Kirchhoff, Zürich.

Nachdruck verboten.

Langsam schlug Fred Evers die Bettdecke zurück. Darauf stellte er ein Bein auf den Fußboden, dann das andere. So blieb er eine Zeit lang im Nachthemd stehen und starrte vor sich hin. Im Kopf fühlte er eine dumpfe, drückende Mattigkeit. Natürlich, er war ja gestern abend hungrig zu Bett gegangen! Und jetzt begann sein Magen zu gurgeln und zu kolkern. Das klang wie ein murrendes Heischen und Fordern.

Plötzlich fühlte Fred, wie ihm die Kälte von den Füßen zu den Beinen emporstieg. Mechanisch begann er zu gehen und trat vor den Spiegel. Seine Wangen waren blaß wie immer; aber man sah dem Gesicht noch gar nicht an, daß er gestern von früh bis spät nichts gegessen hatte. Nun mußte er lächeln. So schnell geht's nicht mit den äußern Anzeichen, dachte er. Da müssen noch ein paar Hungerstündchen hinzukommen!

Als er beim Waschen gebückt stand, schien es ihm, als sei sein Magen eine hohle Blase, die eine Hand fort und fort zusammenpreßt. Seltsame Gedanken kamen ihm dabei. Durch den Hunger läßt sich also der Begriff des Hohlen aufs eindringlichste darstellen, sagte er sich. Wer nicht weiß, was hohl ist, der sollte einen Tag hungern!

Während er dies dachte und über seine Gedanken lächelte, begann er sich langsam anzukleiden. Dabei griff er in jede einzelne Tasche. Aber er wußte ganz genau, daß er auch nicht die kleinste Münze darin finden werde. Gestern hatte er die Taschen alle mehr als einmal durchsucht.

Nun reinigte er die Zähne und mußte wieder lachen. Warum reinigte er sie eigentlich? Was sollte denn dazwischen stecken geblieben sein seit gestern früh?

Aber als er fertig am Tische saß, da packte ihn die Not fest an und drückte ihm vor die Stirn, daß sie wieder dumpf schmerzte, und preßte ihm die Arme, daß sie schlaff herabhiengen...

Eine Zeit lang saß er und starrte wieder und konnte nicht denken. Dann sah er an den Wänden auf und nieder: nichts, nichts, was des Verkaufens wert wäre! Die Bücher, die im Gestell standen, gehörten der Bibliothek. Er würde sie wohl bald zurückbringen müssen; denn seit vierzehn Tagen hatte man ihn von der Studentenliste gestrichen, weil er nicht bezahlen konnte.

Seine Gedanken sprangen um. In vier Tagen war der Monat zu Ende. Die Wirtin mußte ihr Geld haben. Woher nur Geld schaffen? Woher nur? Von welcher Seite seine Gedanken auch kamen, immer wurden sie wie mit magnetischer Kraft nach einem Punkte gezogen: Geld! Geld!!

Leihen? Er erinnerte sich an die zwei Leihversuche, die er vor einigen Tagen gemacht hatte. Zwei gut gestellte Kommilitonen waren's gewesen, mit denen er am häufigsten zusammengekommen war. Der eine hatte unendlich bedauert und die Achseln gezuckt. Der andere hatte ihm fünf Mark gegeben; aber der Blick, mit dem er ihn ansah, hatte bedeutet: Ich schenk' dir Geld und Wiederkommen!

Fred blätterte in einem Hefte, das vor ihm lag, und

als seine Gedanken bei den Leihversuchen stockten, fanden sie an diesem Feste neue Betätigung. Es war ein Manuskript, das ihm ein Redaktor zurückgegeben hatte. Sie müssen umändern — hatte der gesagt — womöglich zusammenziehen, gehörig zusammenziehen — etwa auf ein Feuilleton; dann wird's vielleicht gehen: der Stil ist ja leidlich.

Freilich, er hatte eine große Partie umgeändert. Aber zusammenziehen? Das ging nicht, wenn die Motivierung des Ganzen nicht leiden sollte. Und dennoch — er wollte es jetzt nochmal bei dem Redaktor versuchen.

Er steckte das Manuskript in die Tasche und trat auf die Straße. Und während er dahinschritt, suchte er wieder seine Gedanken auf einen Gegenstand zusammenzudrängen, um das hohle Gefühl in seinem Leibe zu vergessen. Aber es war nicht leicht. Der leidende Körper diktierte dem Geiste die Gedanken, und er wurde unterstützt durch lockende Auslagen in den Schaufenstern.

Fred zwang seine Augen in gerader Linie hinzublicken. Und er ging, so rasch er es vermochte. Ein Arbeiter kam an ihm vorbei. Der pfiß. Ein zweiter schritt vorüber. Der rauchte seine Pfeife.

Die Leute haben doch nicht sieben Semester studiert — dachte Fred — und sie haben Geld! Ja, die haben gewiß jeder eine Frau und vier, fünf oder sechs Kinder, und für alle reicht das Geld. Und doch haben sie weder Kant studiert, noch Schopenhauer gelesen. Und doch wissen sie nichts von der Magna Charta und haben keine Ahnung, durch wen Gottfried August Bürgers poetisches Schaffen etwa beeinflusst war!

Jetzt war Fred bei der Redaktion angelangt. Hastig sprang er die Treppe hinauf und trat ein. Der Redaktor erhob sich. Er war ein kleiner, gefeierter Mann, hatte ein rundes schnurrbartiges Gesicht und eine dunkelbraune Bebelstrijur.

„Alja, Herr Evers!“ sagte er und wartete dann.

„Zarwohl, Herr Redaktor!“ sagte Fred. „Ich hab' verschiedenes umgeändert an der Arbeit; aber viel zusammenziehen konnt' ich nicht!“

„So!“ sagte der Redaktor und blätterte konfus in dem Manuskript. Von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Dabei sah er mit gespannten Augen hinein.

Endlich gab er sich einen Nuck und sagte:

„Ja, Herr Evers, es tut mir leid... Sie haben, wie ich sehe, kaum was geändert.“

Fred nahm das Manuskript und blieb stehen, um zu hören, ob jener noch weiter spreche.

„Sie wissen... Das Publikum...“ murmelte der noch. Die großen, starren Augen des andern waren ihm unheimlich, und es schien, als sei er froh, als Evers sich verabschiedete.

Unten packte die Not den Hungernden zum zweiten Mal, und sie packte so fest, daß ihm alle Glieder wie gelähmt schienen von einer großen, seltsamen Mattigkeit. Jetzt erst fühlte er, wie ihn die Hoffnung auf guten Bescheid hochgehalten und gestrafft hatte. Wie sie jetzt geschwunden war, wurde er ein elendschwacher Mann. Er merkte, daß er das Manuskript noch in den Händen hielt. Einige Leute, die vorübergingen, schienen ihn spöttlich anzusehen. Hastig stopfte er es in die Tasche und tat einige Schritte irgendwohin. Da begann es Mittag zu läuten von allen Türmen, und als hätten sich mit einem Schlag alle Türen und Tore der Stadt geöffnet, füllten sich Gasse und Straße plötzlich mit Menschen. Strauß eilte es und strabab, kreuz und quer, zwischen Trams und Droschken, zwischen Fuhrwerken und Fahrrädern hindurch drängte es sich und wogte und hastete: bleiche Stubengesichter und braune, werkharte Züge, farblose Beamtenaugen und feste Backsichtblicke, breite Vorstehertritte und vorsichtiges Mädchengetrippel, alles wirrte und schwirrte durcheinander.

Fred stand mitten im Gewühl und sah sich die einzelnen an. Aber keinem sah man

den Hunger aus den Augen, keinem sah man die höchste Not von der Stirn.

Wie soll Rat werden? dachte er wieder, wohl zum hundertsten Male.

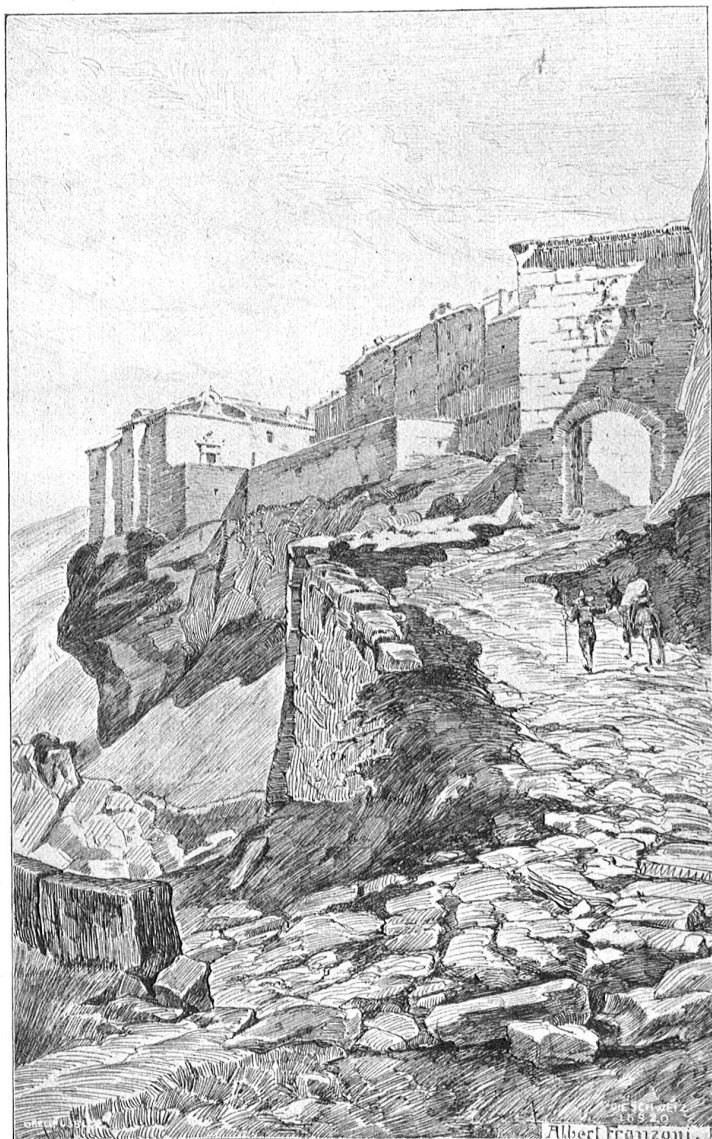
Und als er wieder nichts, gar nichts fand, da wandte er sich, um heimzugehen.

Unterwegs, zwischen all den Leuten, fiel's ihn plötzlich an wie leiser Schwindel und Schwäche. Das Hohle schien aus dem Magen ins Gehirn gestiegen zu sein; im Leibe aber war jetzt ein Pressen und Zerren.

Wie das Schwindelgefühl vorüber war, packte ihn mit einem Male wilde Wut. Warum mußten all diese Menschen Hoffnung auf Sattwerden haben? Alle, obwohl doch Tausende dünner waren als er! Seine Fäuste ballten sich: den ersten besten hätte er niederschlagen können — oder wenigstens irgend- etwas, irgendein Ding zer schlagen... zertrümmern... vernichten!

Dann lachte er wieder über seine komische Wut. Mit diesen schwachen, dünnen Knochen — sagte er vor sich hin — mit diesen Armen, die so schlapp niederhängen? Oder mit den Beinen, die schlotternd vorwärtstrotten?

Aber er wollte nicht schlottern und schlaff gehen. Hochauf rechte er sich und streckte die Beine wie ein Soldat beim Parademarsch. Da mußte er wieder lachen, und er ging mit



Les Baux. Chemin de la Calade (Route Romaine).
Nach Federzeichnung von Albert Franzoni, Genf.

lachenden Lippen . . . und lachte höhnisch über die Leute und die weise Weltordnung . . . und lachte schließlich über sich selbst, während der wilde Hunger in ihm bohnte und quälte.

Zu Hause warf er sich aufs Bett. Lang hingestreckt blieb er liegen, mit offenen Augen. Schlafen konnte er nicht. Das Hungergefühl war schwächer geworden; aber nun war ein seltsam heißes Zehren in seinen Adern, als sei ein Fieber im Anzug. Seine Lippen waren dürr und trocken. Er sprang auf und trank ein Glas Wasser. Aber es schmeckte sad und hatte einen bitteren Beigeschmack.

Nun legte er sich wieder und steckte die Arme unter den Kopf. Er fühlte jetzt deutlich, daß er ganz ohne zu denken liegen konnte. Nur die Augen waren beweglich und verfolgten eine blaßgrüne Blumenfigur, die in der Wandzeichnung der Zimmerdecke war.

Du mußt denken! mahnte er sich. Denn Gedanken sind eine Krankheit, sagt ein Dichter. Wer war's doch gleich? — Wichtig, der, welcher hinkte! Wie hieß er doch? — Nun, gleichwohl. — Aber wenn Denken ein Kraussein ist, dann kann es vielleicht eine andere Krankheit unterjochen. — Und er versuchte, irgendein Zusammenhangendes in sein Denken zu bringen.

Alein es wollte nicht gehen. Nun dachte er an sich selbst und an seinen Zustand. Konnte man den Apathie nennen? Wahrscheinlich noch nicht! Doch kommen mußte es dazu! Wann aber? Jetzt erschraf er. Denn er hatte gelesen und erinnerte sich genau, daß ein Mensch sechs bis zehn Tage hungern kann. Plötzlich aber war er wieder beruhigt: Vorher schon muß der Wahnsinn kommen, dachte er. Und der Gedanke stand nun fest und unverrückbar in ihm: er würde wahnsinnig werden! Das gab ihm ein seltsam harrenndes Freudegefühl. Denn die Wahnsinnigen sind Bevorzugte — dachte er weiter — sie kennen ein Drittes außer Leben und Tod.

Jetzt stockten seine Gedanken wieder. Und wo vorhin die grüne Blumenfigur war, lag nun plötzlich ein zuckendes, blinkendes Flimmern. Er rieb sich die Augen. Endlich schwanden die feurigen Punkte: er sah die Blume wieder.

Also läßt sich die Hungerkrankheit doch nicht ganz unterjochen, dachte er. Vielleicht aber kann es der Schlaf. Und er wollte sich zwingen zu schlafen. Er stellte sich ein windbewegtes Kornfeld vor; aber die Halme wirrten durcheinander und wogten nach drei oder vier Richtungen.

Er versuchte, den eintönigen Vers einer katholischen Litanei in sich klingen zu lassen; aber sofort sah er mit geschlossenen Augen die Messungen im weißen rotverzierten Hemd, wie sie die Weißknechtel schwingen. Und eine Prozession erschien ihm, und er erinnerte sich seines alten Großonkels, der ein guter Katholik war und immer inbrünstig murmelnd im Zuge schritt.

Nach einmal bannte er diese Gedanken und suchte nach andern Bildern. Doch nun begann das zehrende, bohrende Gefühl wieder. Als grabe dabrin ein Maulwurf seine Gänge, so wüthend würgte es und wühlte und zwängte.

Endlich sprang Fred auf und ging zur Tür. So konnte er's nicht mehr aushalten! Er wollte mit seiner Wirtin sprechen. Die mußte ihm etwas verschaffen. Er öffnete und rief. Aber schon als er ihre schlurfenden Tritte hörte, bereute er, daß er's getan hatte. Was er jetzt wollte, hieß betteln . . . Und mehr noch: es hieß betteln und lügen! Denn ihr offen sagen, wie's um ihn stand, das wollte er doch nicht. — Betteln und lügen vor diesem feisten, schmierigen Weib? Ihn ekelte.

Da öffnete sie die Tür.

„Hab'n Se geruf'n, Herr Evers?“ Sie fragte es mit kauenden Backen. In der Hand hielt sie eine doppelte Brotschmitte, von der zu beiden Seiten dicker Sirup heruntertroff.

Wie er das Weib so vor sich sah, zwei graue Strähnen über dem schmutzbleichen, verschwommenen Gesicht, die schlaffen, hängenden Brüste unter dem unsauber blauen Kittun, schmerzhaft und schleudend — da würgten ihm Blut und Ekel die Kehle. Ins Gesicht hätte er sie schlagen können, mitten in das gelbe Gesicht, die Bettel!

Aber gleichmütig wiederholte sie:

„Hab'n Se geruf'n, Herr Evers?“

„Nein!“ sagte er da kurz und drehte sich. In ihre kleinen Augen kam's wie Erstaunen, als sie ihm nachsah. Kopfschüttelnd biß sie in die tiefende Stulle und schlappte hinein.

Fred lag wieder mit offenen Augen auf dem Bett. Er dachte nicht mehr und überlegte nicht. Nur hie und da zuckte eine Idee in ihm auf, seltsam und barock; aber wie Schatz-

ten und Schemen huschten alle vorüber, verschwommen und hastig und unklar. Dazwischen kamen Bilder von früher. Da war sein früherer Klassenkamerad: den dummen Jochen hatten sie ihn genannt! Schon in der Quarta mußten ihn die Eltern von der Schule nehmen. Da war er Kommiss geworden. Jetzt nannte er sich Kaufmann und war verheiratet. Der war auch arm gewesen; nun hatte er ein gutes Einkommen — und immer Geld, zum Leben und Frohsein! Bei dem leihen? Fred erinnerte sich, wie der kleine Wicht damals trotzig unter seinen hänselnden Kameraden gestanden hatte: „Mehr werd' ich wie ihr,“ hatte er geschrien „und ihr braucht mich noch!“ Und in spätern Jahren hatte er's ihm oft mit siegesfähigem Lächeln wiederholt. Bei dem leihen?

Nein! sagte Fred hart und laut und erschraf fast vor seiner eigenen Stimme. Da fiel's ihm ein, daß er ja gar nicht wußte, wo auf der lieben weiten Erde der Jochen jetzt wohnte. Und er lachte über sein heroisches, energisches Nein!

Warum war er nicht selbst Kommiss geworden? Vielleicht wär' sein Gesichtskreis jetzt enger und sein Wissen weniger, wohl gar seine Moral geringwertiger?

„Der Teufel für Gesichtskreis und Moral,“ sagte er wieder laut, „wenn sie einem nichts zu Nagen einbringen und das Frohsein verkümmern!“ Froh sein! Nur einmal wieder aus tiefstem Innern froh sein! Wieder lachen können, lachen mit blinkenden, weißen Zähnen und mit glänzenden Augen, wie er es früher so gut gekonnt! Und die Sonne wieder sehen, wie sie sorglosen Menschen erscheint: goldrot und glückleuchtend und luftbreitend, die liebe warme Sommer Sonne . . .

Fred war eingeschlafen. Und er schlief, dumpf zwar und schwer; aber er schlief und hatte vergessen. Bis der junge Tag von Stern zu Stern eilte und sie löchte und dann niederstieg, um die Unrast in den Straßen zu wecken.

Da erwachte der Schläfer. Aber er blieb liegen. Der schwere, ermattende Druck in seinem Kopf war stärker geworden, und um ihn, im ganzen Zimmer lag's wie ein graues Gewebe. Regungslos starrte er nach oben. Dort war noch immer die blaßgrüne Blume. Was sie für seltsame Linien hatte! Gar nichts Natürliches! Die Blume ärgerte ihn und machte ihn nervös. „Der Maler war ein Schafskopf!“ murmelte er und drehte sich zur Wand. Dann . . . langsam . . . mächtig . . . kam ein fieberheißer Halbchlaf über ihn. Daraus erwachte er bald, um gleich wieder in dumpfes Träumen zu verfallen. So ging der Tag hin und die Nacht.

Als das Hasten und Hämmern und das Rollen und Rufen des neuen Tages zu ihm heraufdrang, sprang Fred mit einem Ruck aus dem Bett. Wie er stand, fühlte er, daß ein starkes Zittern in seinen Knien war. Und jetzt hatte ihn der Hunger auch gezeichnet: schwarzblaue Ringe sah er unter seinen Augen, als er in den Spiegel blickte.

Heut' kam's zum Betteln! Aber nur um Arbeit. Jemandem mußte ihn doch brauchen können! Er ordnete seine Kleider und versuchte zu gehen. Fast knickten die Knie. Aber er biß auf die Zähne und ballte die Fäuste: es mußte gehen. Und es ging.

Wo nun? Wo in der großen weiten Stadt? Im Arbeiterviertel vielleicht, wo ihn niemand kannte! Er schritt weiter, bis die hohen vielstöckigen Häuser sich zusammengedrängten und die Straßen enger wurden. Vor einer größeren Schenke blieb er stehen. Warum konnte er nicht Hausbursch werden? Ein Hausbursch muß doch nicht hungern!

Er trat ein. Eben lief eine Kellnerin mit drei gefüllten Deckelgläsern vorbei. Er rief sie an. Sie sah sich um, stellte das Bier ab und kam heran:

„Was wünsch'n der Herr?“

Er sah an sich herunter. Freilich — dachte er ironisch — wenn man nicht genau zusieht, ist der einzige Rock noch herrenmäßig.

„Kann ich den Wirt sprechen?“

„Er ist ausgegangen!“ erwiderte sie und strich mit der Hand über die gebrannten Stirnlocken und betastete die hohe Frijur; denn der bleiche, interessante Mensch gefiel ihr.

„So? Danke schön!“ sagte er und wandte sich.

„Kann ich was ausrichten?“ rief sie ihm nach.

„Nein, danke!“ — Er trat hinaus. „Das war der Anschlag!“ murmelte er. „Aber es muß, es muß!“

Wieder trat er in eine Schenke und fragte nach dem Wirt. Der kam heran, behäbig und behaglich, mit dicken stampfenden Beinen und kleinen zugeschwemmten Neugelchen:

„Womit kann ich dienen?“

„Haben Sie Arbeit für mich?“

Der dicke Mann riß die verschwommenen Neugelchen weit auf und starrte den Frager an. Dann lachte er, wie über einen guten Witz:

„Hähähä, das ist gut, das ist sehr gut!“

„Ich mein's im Ernst!“ sagte Fred.

Da wurde der Behäbige ungeduldig: „Lassen Sie mich ungeschoren mit Ihren schlechten Scherzen!“ sagte er. „Was für Arbeit sollt' ich für Sie haben?“

„Adieu!“ sagte Fred und ging

Als es Abend wurde, hatte er an sechs oder sieben Türen angeknöpft. Und überall hatte man ihn für einen Schelm gehalten, der schlechte Witze reiht und dem man halb lachend, halb ärgerlich die Tür weisen muß. Niemand hatte sich die Mühe genommen, aus Arbeit oder Nichtstun heraus den Bittenden recht anzusehen. Vielleicht wäre sonst der eine oder andere des tobbittern Ernstes inne geworden, der in seinen heischen Worten lag.

Mitten in der Straße stand er nun und starrte vor sich hin: Alles umsonst! Alles, alles! Eine bleischwere Mattigkeit drückte auf Leib und Glieder und wollte ihm die Knie niederzwingen. Und das dumpfe Fieber ging in ihm um wie eine kriechende Schlange. Es fraß ihm am Hirn und saugte die Lippen trocken, daß sie sahl und spröde waren. Aber noch einmal straffte er sich hoch: Andere können wenigstens sechs Tage hungern — dachte er — und dies ist erst der vierte!

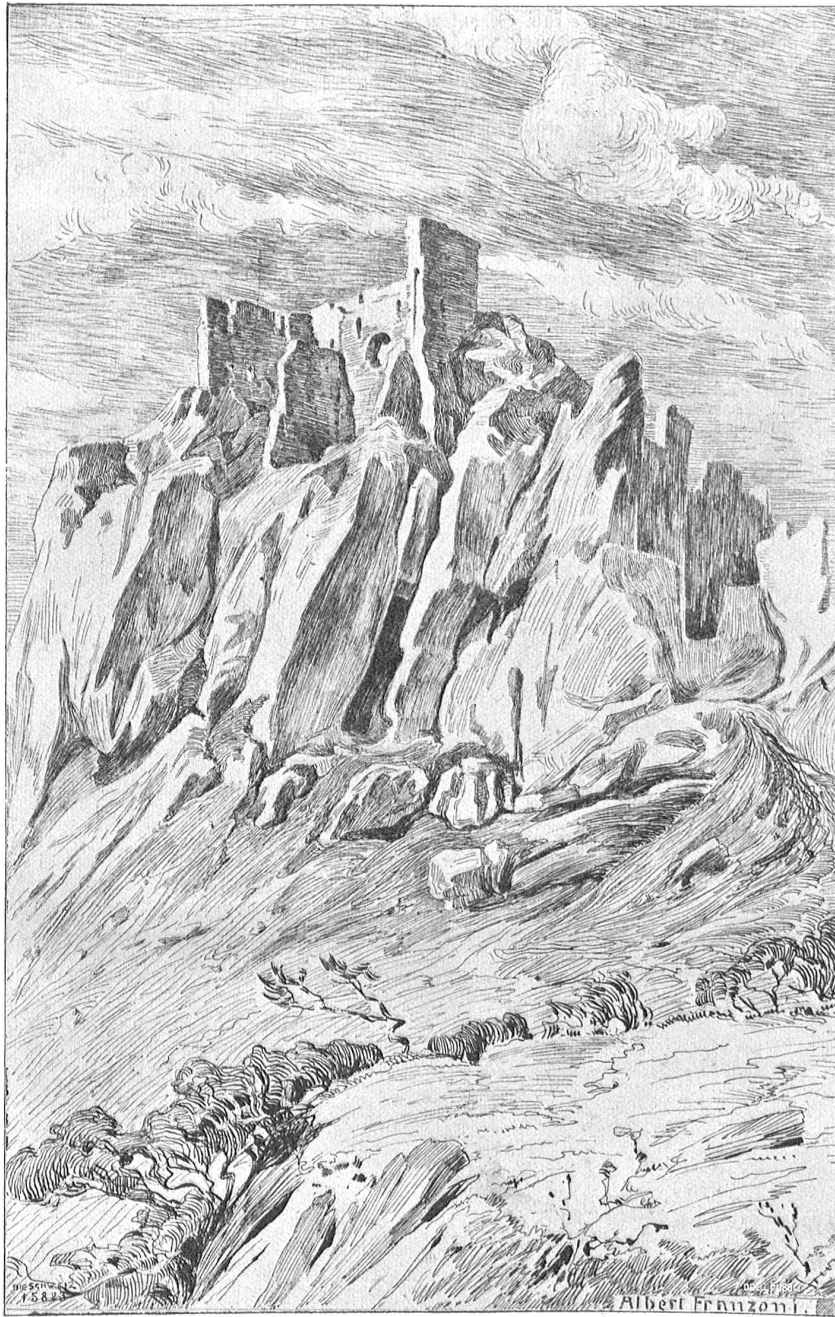
Er begann, den Menschen, die vorübergingen, ins Gesicht zu sehen. Seltsam! Hatten denn alle solch kalte, höhnische Augen? Solch starre Augen, die ihn jäh und feindlich streiften, als wollten sie harte Worte sprechen: Nichts mehr nützig bist du! Leg dich hin und harr' des Todes! Für dich ist's das Beste!

Eine dumpfe Erbitterung faßte ihn an. Keine wilde, aufstrotzende Wut wie an den Tagen vorher — ein tiefer, grundtiefer Haß war's gegen alles, was Mensch heißt!

„Bin ich ein Hund, daß ihr mich so verächtlich beseht und behandelt?“ knirschte er. Diese Bemerkung hatte er früher oft bei niedrigen Leuten gehört. Sie war ihm immer widerlich gewesen. Nun hatte er sie selbst ausgesprochen. Und er konnte nicht anders: ein unsäglich wehes Gefühl hatte ihn befallen. Ein Gefühl, das er bisher nie gekannt hatte: ihm war, als sei er verhöhnt und verachtet! Verachtet von all und jedem!

Einige Schritte ging er weiter und sah sich um: er war in einer der Hauptstraßen. Eine Lichtflut goß sich von beiden Seiten auf ihn und drängte sich ihm in die Augen, die den Glanz nicht sehen wollten.

Und plötzlich murmelte er zwei Worte, die in seinem Hirn Versteck gespielt hatten. Wie zwei ungreifbare Phantome waren sie plötzlich aufgetaucht, waren wieder in weite Ferne gerückt



Les Baux. Ruinen des Schlosses. Nach Federzeichnung von Albert Franzoni, Genf.

und schnell zurückgekommen. Immer deutlicher wurden sie, immer verständlicher:

„Sterben oder stehlen!“

„Sterben oder stehlen!“ wiederholte er noch einmal leise und sah sich scheu um. Aber warum sterben? Warum ein kraftjunges, saftwarmes Leben, das so weltfroh sein kann, der grinsenden Laune irgendeiner törichtchen, unfehlbaren Macht opfern? Nein, er wollte nicht sterben! Er wollte nicht! Das eine Phantom verschwamm und löschte aus, und das andere wurde größer, immer größer!

Stehlen! War's nicht sein Recht, sein gutes Recht? Was gingen ihn Gesetze an, die von fatten Menschen aufgestellt waren? Der Hungernde hat seine eigenen Gesetze — sagte er sich — und ihr erster Satz lautet: Selbsterhaltung ist Pflicht!

Und das Phantom wurde zum Gedanken. Der aber ward riesenstark und herrschte in seinem Hirn und lenkte seine Schritte. Da stand er vor einem Kunstgeschäft. Neugierige drängten sich davor: Damen mit langen feingliedrigen Goldketten auf Schultern und Busen und mit leuchtenden blanken Augen der Sorglosigkeit, Herren mit gestutzten Bärten und weißfingerigen schlanken Händen.

„Wollen! Nur wollen!“ sagte etwas in ihm und brannte und brauste im Hirn und führte seine Hand — — —

„Holla! Jungchen! Greif du in deine eigenen Taschen!“ sprach eine tiefe Stimme neben Fred, und eine Faust suchte seinen Arm zu packen.

Mit jähem Satz sprang der Hungernde in die Straße. Rasende Angst zuckte glühend in ihm auf und peitschte ihn fort wie mit Geißeln.

„Dieb!“ gellte es hinter ihm.

Und „Dieb!“ klang es leise in ihm, und er wußte: der Hungernde hat keine eigenen Geißeln!

Jetzt bog er in rasendem Rennen in eine dunkle Nebengasse. Hastende Schritte und Rufe und Keuchen klangen hinter ihm. Aus einem Haus sprang ihm einer entgegen. Aber die Verzweiflung ist stärker als Menschenkräfte: er überrannte den andern und stieß ihn, daß er taumelte und fiel. — Ein Brausen

war in seinem Kopf, ein wildes, tosendes Brausen . . . Ober nein, von dorthier kam's . . . von der Brücke . . . vom Strom!

Das Ende — dachte er — das Nichts, die Erlösung vom Kranksein — und er lief, mit wankenden Knien, die Augen starr nach der Brücke gerichtet. Jetzt hatte er das Geländer ertastet — — —

Klatschend teilten sich die dunkeln Wasser. Wie empört sprigten sie hoch auf, und dann zogen sie Kreise, wie um den Sinkenden zu bannen.

Am Geländer liefen die Leute zusammen und starrten in die dunkeln Fluten. „Ich will meine Hand drauf wetten, das war Fred Owers!“ jagte ein Student mit weißer Mütze. „Ich hab' ihn deutlich erkannt, als er vorüberlief . . .“ Es war Freds Gläubiger, der ihm fünf Mark geliehen hatte.

Aber während einige Männer am Ufer mit Hast einen Kahn loslösten, hob sich in der Mitte des Stromes ein seltsam Wesen. Eine hagere, graue Gestalt war's, mit leeren Wangen und toten Augen. Die starrte zum Geländer hinauf, wo die Leute standen. Aber keiner erblickte sie. Da wandte sich die Gestalt und zog mit unhörbarem Gang über Wasser und Land in die Stadt, ein neues Opfer zu suchen. Es war der Hunger, der seinen toten Gefährten verlassen hatte.

Dank

In meine Kammer schmal und klein
Blickt fern der weiße Berg herein.
Im Feld, wo meine Bäume stehn,
Kann man den weißen Berg erspahn.

In jungen Tagen hab' ich oft
Auf einer Stunde Glück gehofft:
Dort oben stehn im Mittagschein,
Das müßt' das Fest des Lebens sein!

Nun ist mein Nacken hart und steif,
Manch blaue Blume brach der Reif.
Die Erde sah mein müd' Gesicht:
Den weißen Berg vergaß ich nicht.

Du, die du mir ein Herz geschenkt,
Du weißt, was meines schweigend denkt.
Du ahnst es, daß mein schwerer Fuß
Am armen Grunde kleben muß.

Du trägst mit mir des Tages Fron,
Die graue Sorge ist dein Lohn.
Du hältst in Not und Ungemach
Das Licht in meiner Seele wach.

Wenn hinter schwerer Wolkenwand
Der weiße Berg dem Blick entchwand,
Leb' ich in deiner Augen Glanz:
Das Glück vergift dich doch nicht ganz!

Alfred Huggenberger.

Nacht in der Heide.

Wandernde Vögel im dunkeln Geleite
Finsterner Wolken, fern und nah —
Leise wiegt im Winde der Heide
Sich die träumende Erika . . .

Tanzende Lichter in purpurnen Fernen
Locken in trostlose Nächte hinein.
Funken aus einsam wandelnden Sternen
Spiegeln im Wasser den goldenen Schein.

Tod und Verderben im flüsternden Rohre —
Durch das dämmrige Einerlei
Klingt im Nachtwind über dem Moore
Ein erstickender Hilfschrei.

Unheil kündend über mir thronen
Finstre Gefahren im Schatten des Teichs —
Nur in den Wassern blinken die Kronen
Eines versunkenen Königreichs . . .

Carl Friedrich Wiegand, Zürich.

Wandlung.

Wenn Sonnenleuchten liegt im Sterben
Und Silbersterne freundlich werben
Für eine wunderreiche Nacht,
Dann lockt es mich zu stillen Wegen
Und meiner Sehnsucht dunkles Regen
Zu einer hellen Blut erwacht.

Wenn aber fahl die Hügel stehn,
Durch Wälder Morgenwinde gehen
Zur Suche nach dem jungen Licht,
Dann muß mein Feuer still verenden,
Der Alltag rasch mit rauhen Händen
Mir meinen Rosenraum zerbricht.

Th. Baeschlin, Basel.

